



### Die Schlacht bei Nördlingen.

Historische Erzählung von Karl von Damiq.

(Beschluß.)

Herzog Bernhard hatte in Frankfurt wieder einige Tausend Mann um sich versammelt und so die Oestreicher am weiteren Vordringen gehindert, dann aber ging er nach Paris, mit dem Cardinal Herzoge Richelieu, dem Premierminister Frankreichs, weiter zu verhandeln und im Einverständnis mit dieser Macht und Schweden gegen Oestreich zu ziehen.

Vier Jahre waren nach der Anwesenheit des Herzogs am Neckar entschwunden, zwei Mal hatte sein Vertrauter und Freund, der junge Rühle, Nachrichten von ihm und einen warmen Gruß der Familie des Amtraths überbracht, in der letzten Zeit war aber Niemand mehr gekommen und Mathilde von Tage zu Tage stiller geworden. Vergeblich bemühte sich der Jugendfreund, ihr alle mögliche Aufmerksamkeit zu erzeugen, vergebens zeigte ihr die besorgte Mutter in der nächsten Zukunft das Bild der Freude: sie schüttelte wehmüthig lächelnd das sanfte blasse Gesicht und — es blieb wie es war.

Schweigend hatten Vater, Mutter und Tochter schon einige Stunden um das düster flackernde Kaminfeuer gereicht gesessen und gedankenvoll in die immer matter werdende Gluth gesehen, da sagte der Amtrath wie zu sich selbst mit eintöniger Stimme: „Er hat doch nicht Wort gehalten! — aber — was vergißt man auch leichter als Freunde und Wohlthaten.“ — Da trat Welter Werner plötzlich sehr eilig ein und berichtete, daß in wenig Tagen die Stadt Frankfurt dem Befreier Deutschlands vom eiserernen Despotismus des Kaisers, dem edlen und tapfern Herzoge Bernhard, ein großes Banquet geben werde und deshalb an alle benachbarte Stände und Freunde dieses außerordentlichen Mannes eine Einladung ergehe, dem Feste beizuwohnen.

Der Amtrath sprang auf und rief schnell „ja wohl, Werten, dabei sind wir auch!“ Mathilde aber wandte das Gesicht ab und schien die allgemeine Aufregung nicht zu theilen, bis Werner sie mit den innigsten Bitten bestürmte, sich doch der kleinen Zerstreung nicht zu entziehen und sie zu begleiten.

„Armer Welter,“ sagte sie kopfschüttelnd und reichte ihm bankbar theilnehmend die Hand, „Ihr wißt wahrlich nicht, was Ihr Euch erbittet, doch — weil Ihr es gerne seht, so mag es

sein.“ — Entzückt drückte und küßte er die ihm dargereichte schöne Hand und zum ersten Male seit langer Zeit entzog sie ihm auch nicht die Wange.

Tausende von Gästen waren in dem großen Ballsale in Frankfurt schon versammelt und Alle harreten des Augenblickes, wo man den Gefeierten zu bewillkommen hoffen durfte; da hieß es plötzlich, der Fürst werde etwas später erscheinen, da man auch die regierende Landgräfin Amalie von Hessen eingeladen habe und der Herzog gewiß so galant sein werde, die Fürstin selbst einzuführen, um so eher als sehr vermuthlich eine Heirath zwischen diesen beiden Großen des protestantischen Deutschlands statt finden werde. Von Mund zu Munde flog die Nachricht weiter, und wenn es Anfangs hieß: „man vermuthet,“ so sagte man nach einer Stunde schon: es werde sein, gewiß sein, und man feiere schon heute das Verlobungsfest.

Auch an Mathilde kam die Reihe, und hatte sie schon in der Erwartung, ihn wieder zu sehen, bleich und bebend nach der Thüre, durch welche er eintreten sollte, geblickt, so verging ihr jetzt beinahe der Athem. Sie fühlte sich zu schwach, vor einer so zahlreichen Versammlung den Geliebten an der Hand einer Andern zu sehen, und eben wollte sie gegen ihre Eltern den Wunsch aussprechen, nach Hause gehen zu dürfen, als es hieß: „der Herzog! der Herzog!“ — und in demselben Augenblick auch die großen Flügelthüren aufsprangen und Bernhard in dem Glanze fürstlicher Kleidung und in dem noch höheren seiner ritterlichen herrlichen Gestalt und seines edelgeformten schönen Gesichts an der Seite der nicht minder interessanten Landgräfin Amalie hereintrat.

Eine lautlose ehrfurchtsvolle Stille herrschte während einiger Minuten durch die weiten Räume des Saals, dann aber fand der Jubel und die innigste lauteste Begrüßung wieder kein Ende und spät erst vermochte Bernhard in einigen herzlichen Worten seine Rührung für so viel Liebe und seinen heissesten aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Das war noch die nämliche Stimme, es waren dieselben Alles besiegenden Worte, dieselben einnehmenden entzückenden Töne, aber — arme Mathilde! Dir gehörte ihr wohlthuender Klang nicht mehr, Dir nicht mehr ihre liebevolle Bedeutung, ihre seelenvolle Richtung, und was alle Andern darin glühend

begeisterte, Dich konnte es nur mit dem Schmerze des unendlichen Verlustes erfüllen! —

Es war gut, daß Aller Blicke, auf den Herzog und seine schöne Begleiterin gerichtet, Nichts im Saale sonst bemerkten, und wäre wirklich Einer oder der Andere aus der Versammlung plötzlich gestorben, man würde dafür in diesem Momente keine Augen, keine Theilnahme gehabt haben; es war gut so, — Mathilde schien im strengsten Sinne des Wortes zur Bildsäule erstarrt und würde andern Falles die allgemeine Aufmerksamkeit gewiß erregt haben, während man ihrer jetzt nicht achtete und ihr Zeit ließ, sich zu erholen. Bernhard machte, wie es einem Fürsten von gutem Ton geziemt, so ziemlich die Runde im Saale und suchte Jedem etwas Angenehmes, etwas Artiges zu sagen; so kam er auch an die Stelle, wo neben ihren Eltern die stand, die ihm einst die Theuerste im Leben gewesen, und jetzt war die Ueberraschung für ihn nicht minder groß.

„Mathilde!“ hatte er auszurufen auf der Lippe, aber zu rechter Zeit mahnte ihn der Ort, Augenblick und die Tausende, welche ihn umgaben, noch an eine andere Sprache: „Fräulein!“ sagte er etwas gefastet und umarmte dann den Amtsrath als seinen alten lieben Freund (wie er ihn nannte), um sich so erst ein wenig zu sammeln. Auch der Amtsräthin suchte er etwas Verbindliches zu sagen und dann erst richtete er das Auge auf die einstige Geliebte; aber — großer Gott! war das Mathilde? das lebensfrische blühende Mädchen, die, ewig voll Laune und Scherz, dem Schmerze Trost bot und das Wort Kummer kaum dem Namen nach kannte? war sie es, die ihn einst in liebender Begeisterung über alle Sterbliche erhob und für die er damals Stern und Purpur willig hingab? — Ja! sie war es, war es selbst, aber er hatte die Rosen von den lieblichen Wangen hinweggehaut und er hatte den Glanz des herrlichen Auges, das um ihn Jahre lang geweint, gebleicht und mit dem Schleier der Wehmuth bedeckt; er hatte den Frieden ihrer Seele geraubt, hatte sie um jeden Genuß des Lebens betrogen und mußte sich im demüthigenden Gefühl der Schaam selbst gestehen, daß er hier nicht fürstlich gehandelt habe.

Der Amtsrath war höchlichst erstaunt, in seinem flüchtigen Kriegshauptmann den Herzog Bernhard, seinen früheren Abgott, zu erkennen, aber die eitle Amtsräthin verzog ihm um der Auszeichnung willen, welche er ihr wiederfahren ließ, das Unglück der einzigen Tochter.

Mathilde wollte den Saal verlassen, aber der Eltern Wunsch bestimmte sie, noch eine Stunde zu bleiben; sie zog sich nur in den verstecktesten Winkel zurück, und nur ihr Auge folgte unwillkürlich und ohne daß sie es vielleicht selbst wußte der Richtung, in welcher der Geliebte weilte. Aber auch dieser fand durch Hunderte hindurch mit seinem scharfen Blick das blasser Gesicht seines Mädchens und mochte er immerhin sich bald an Diesen bald an Jenen wenden, mochte er hier eine Pflicht, dort eine Artigkeit beobachten, das Herz blieb gewiß kalt dabei, denn sie, für die es sprach, stand ihm fern und

fremd, so fremd in der großen Menge da, daß es ihm eilig in die Seele schnitt. Erst als sie gehen wollte, fand er Gelegenheit, ihr zu nahen, und leise flüsterte er ihr zu: „dem bedrängten Deutschland gehörte mein Arm; Du aber hast und behältst mein Herz.“ —

„Nein, gnädiger Herr!“ erwiderte sie ohne Bitterkeit, „ich verzichte darauf; nehmen Sie es immerhin wieder zurück und legen es mit in die Waagschale für Deutschlands Glück.“

Sie neigte sich ehrerbietig und ging, ohne auf seine Bitte dort zu bleiben, zu achten; aber die Freude des Abends war ihm gestört und mochte man sich noch so sehr bemühen, ihn aufzuheitern, er fand die Laune, die ihn sonst über Alles erhob, nicht wieder. Tags darauf reiste er von Frankfurt nach Breisach an dem Rhein, und von einer Verbindung mit der Landgräfin war nicht weiter die Rede.

Mathilde wurde von jetzt an noch einsylbiger als zuvor und nur gegen Berner, der sie endlich errathen hatte und dann und wann von dem Herzoge mit ihr sprach, war sie aus Theilnahme für so viele Aufopferungen freundlich und offen. Insnig bewegt ergriff sie dann seine Hand, drückte sie an ihre freudenlose Brust und dachte still für sich, „warum kann diefer es nun nicht sein? und warum kann ich so viel Liebe nicht durch Segenliebe belohnen?“ —

Die Oestreicher und Baiern waren bis tief in ihre Staaten zurückgetrieben und Herzog Bernhard von Weimar hatte sich am Rheine immer mehr ausgebreitet und seine Besizungen dort von Breisach aus mit jedem Tage erweitert; da wurde der Kardinal Richelieu besorgt und, eifersüchtig auf die wachsame Macht eines so kühnen Fürsten wie Bernhard war, der späterhin ebensowohl Frankreich als jetzt Oestreich und Baiern gefährlich werden konnte, ließ er ihn nach Paris zu einem Feste einladen; aber die Schlinge erkennend, lehnte Jener die höfliche Einladung mit höflichen Entschuldigungen ab; bald darauf trug man dem Herzoge eine Nichte des Kardinals zur Gemahlin an, doch auch hier wußte er sich mit vieler Klugheit zurückzuziehen.

„Bohlan!“ sagte der Kardinal zu einem seiner Vertrauten und Helfershelfer, „Bernhard ist unser gefährlichster Feind, das bezeugt sein Benehmen gegen uns; gegen Feinde ist jedes Mittel geheiligt und das schnellste das sicherste und beste; Ihr reist noch heute nach Breisach ab und gebt mir von dort aus recht bald über das Befinden des Herzogs Nachricht.“ —

Der Vater ging und der Kardinal zählte seinen früheren Bundesgenossen schon zu den Todten.

„Im Lager des Herzogs soll die Pest ausgebrochen sein,“ sagte der Amtsrath eines Tages in den Kreis der Seinigen tretend, „oder doch eine Art Pest,“ verbesserte er, als Frau und Tochter darüber heftig erschrakten, „ja man will sogar wissen, daß er selbst von der Krankheit befallen in Reuburg darniederliege. — Schade um ihn! Ich halte ihn unbedingt für den größten Mann in Deutschland, und wenn er auch als Mensch bei mir seit dem Versteckspielen in meinem Hause un-

endlich verloren hat, so bleibt er doch als Fürst und Feldherr unübertrefflich. Deutschland würde ihn außerordentlich vermissen.“

„Werner!“ rief eine Stunde später Mathilde dem Jugendfreunde zu, als sie ihn allein sprechen konnte, „lieber, einziger Werner, willst Du mir einen Beweis Deiner Liebe geben, willst Du mir zeigen, daß Du Alles für mich thun kannst, so erfülle mir die erste und letzte Bitte in meinem Leben und führe mich zu ihm.“ —

„Mathilde!“ rief er entsetzt, „nach Neuburg? die Pest ist eine furchtbare Krankheit und schon das bloße Einathmen der Luft kann auf der Stelle —“

„Ja, Du hast Recht,“ fiel sie ihm rasch in's Wort, „Du fürchtest, daß sie Dich selbst — ja ja, das ist auch zu viel verlangt; nun so bleib, ich werde mich schon allein hin finden.“

„Mathilde, meine Mathilde,“ bat er, „ich an mich denken? an mich, wenn die Rede von Deinem Glücke ist? — o, seit wann verdiene ich wohl solchen Vorwurf? Mit Freuden würde ich mich auf der Stelle opfern, wenn ich Dir dadurch nur eine einzige genussreiche Stunde machen könnte! Nein, nein, das war sehr hart. Wohl, Du willst hin, Du sollst es auch und ich will mir nur vorbehalten, für Dich zu wachen, zu beten.“ —

Als der Abend hereinbrach und ihre Eltern zur Ruhe gingen, da bestieg Mathilde neben ihrem treuen Begleiter das wohlgezümmte Ross, und durch die dunkle Nacht ging es fort ohne Aufenthalt die zehn Meilen bis Neuburg.

„Lebt er noch?“ fragte Mathilde fast athemlos an der Schwelle des herzoglichen Vorgemaches einen Bedienten und wartete nur die halbe Antwort ab, als sie die Thür gewaltsam aufriß und sich mit Blütheschnelle Bahn brach durch die hier versammelten Männer, bis auch die Thür des Krankenzimmers sich öffnete, sich ihr der herzzersehneidende Anblick des eben sterbenden Geliebten im grausamsten Schauspiele darbot.

Der ungeheure Schmerz hatte die Züge des Herzogs kramphast entstellt und von dem schönen ausdrucksvollen Gesichte waren kaum die herrlichen dunklen Augen noch übrig geblieben.

„O Bernhard, Bernhard!“ rief Mathilde im Gefühle des höchsten Schmerzes und sank vor seinem Lager auf die Knie, — „Gott im Himmel wie ist das möglich?“ —

Da war es, als kehre der halb schon entflozene Geist des Kranken noch ein Mal zurück auf die Erde, er wandte den Blick auf die Weinende, nickte ihr zu und mühte sich ihr die Hand hinzureichen; stürmisch ergriff Mathilde diese schon kalte Hand, bedeckte sie mit glühenden Küssen und drückte sie an die laut pochende Brust. Und neues Leben strömte wieder in die Adern des Unglücklichen, die Besinnung kam ihm völlig zurück, die Gesichtszüge nahmen einen andern Charakter an und aus den Lippen hauchte er leise den Namen „Mathilde!“ Unwillkürlich öffnete er die Arme, sie sank ihm an die Brust und ein heißer Kuß schien ihm die erbetene Verzeihung für das an

ihm begangene Unrecht zu verbürgen. Das war aber die letzte Anstrengung gewesen, und als sie wieder aufsaß, war der Heilbengeist entflohen und in ihren Armen hielt sie — eine Leiche.

Bernhard war 36 Jahre alt geworden und nur drei Tage krank gewesen; die Pest kam dem Kardinal als Bundesgenosse zu Hilfe und ersparte ihm und dem abgeordneten Kapuziner ein Verbrechen; Mathilde aber, die des Sterbenden Athem eingeatmet, versiel augenblicklich in Krämpfe und schon am andern Tage mußte der weinende Werner ihrer Bahre folgen.

Ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt, ihr Grab neben dem des Geliebten, und wenn im Leben auch das unübersteigliche Hinderniß der Convenienz zwischen sie und ihn oder den später in ihm erwachten Ehrgeiz getreten, ihre Herzen getrennt hatte, so veröhnte sie doch ein Alles leitendes Geschick in der Scheidesunde dieses Lebens und vereinte sie im Tode.

## Getäuscht.

Eine Novelle von Jeanne Marie.

Notto:

Es giebt Vögel, für die ein Käfig nur ein Sarg in anderer Form ist.

Ein geräumiges hellerleuchtetes Zimmer, Blumenstöcke am Fenster, Gemälde an den Wänden, Bücher auf schwebenden Repositorien, ein flackerndes Feuer im Kamin, spielende Kinder auf einem englischen Teppich, ein Sopha, auf dem zwei Damen mit weiblicher Handarbeit beschäftigt saßen, vor dem Sopha ein Tisch, auf welchem sich eine dampfende Theemaschine mit ihren Hoffsattaffen, Kuchentellern und Zuckerschalen befand: vor diesem Bilde einer comfortablen Häuslichkeit wollen wir zu Anfange unserer Novelle den Vorhang aufrollen.

Die eine der Damen, die im Häubchen mit den flatternden rosa Bändern und dem von innerer Zufriedenheit strahlenden Gesichte, sieht zärtlich auf die Gruppe zu ihren Füßen, hebt dann eins der Kinder auf ihren Schooß, küßt es und giebt ihm Naschwerk; das andere brängt den jüngern Bruder fort aus der Mutter Armen, sich selber in diese hinein, und es entsteht ein förmlicher Wettkampf, denn jedes glaubt das erste Recht auf den ersürmten Platz zu haben. Die junge Mutter lacht, beruhigt die eifersüchtige Tochter und den kleinen Verstoßenen, und der Streit endet mit einer Doppelumarmung.

„Du bist wohl ganz glücklich, Hortensia, so glücklich, wie es andere Frauen nur in ihren Träumen zu sein pflegen?“ fragte Wanda.

„Ich würde mich selbst der Unwahrheit zeihen müssen, wollte ich widersprechen,“ entgegnete Hortensia. „Nur ein Gedanke verfinstert mir mein helles Sonnenbath, es ist der, daß Du, meine Freundin, dies stille Glück der begrenzten Häuslichkeit nicht zu begreifen vermagst, weil Du es nicht kennst; daß Du ihm hartnäckig ausweichst, und daß wir uns darum immer fremd gegenüberstehen werden.“

„Ich vermag es gewiß zu begreifen. Ja heute durchbringt es mich fast mit dem Verlangen, es theilen zu können. Dieser Friede, der mich in der Sphäre Deiner Häuslichkeit umweht, hat etwas zu verführerisch Süßes, als daß ihn mein beständig durchstürmtes Gemüth nicht auch zu Kosten wünschen sollte.“

„Und was hält Dich ab ihn zu erreichen? Du darfst nur lächeln und Du bezauberst.“

„Was mich zurückhält?“ fragte Wanda sinnend, „Mitleid mit mir und Andern. Ich würde das Glück, das ich geben und empfangen soll, ebenso wenig für die Dauer auszutheilen verstehen, als mich dessen zu erfreuen vermögen. Dies Horoskop kann meine Vergangenheit meiner Zukunft stellen.“

„Du theiltest mir bisher so wenig aus ersterer mit; ich kenne Dich nur als solche, die Du mir bist, nicht als jene, die Du Andern warst.“

„Vielleicht hätte Dich die Bekanntschaft mit meinem frühern Leben nicht geneigt gemacht, mein späteres mir durch Deine Freundschaft zu verschönern. Darum habe ich geschwiegen, geschwiegen bis heute, wo Du mich zum ersten Male zur Aufrichtigkeit, was das Einsicht betrifft, aufforderst. Soll ich auf die Gefahr hin, Dich zu verlieren, dem Drange des Vertrauenswollens folgen?“

Hortensia sah die Freundin bittend an, und diese fuhr fort: „Sieh Hortensia, Du glaubst ich liebe Dich, und Du täuschst Dich nicht; ja vielleicht bist Du nie schwärmerischer, feuriger, leidenschaftlicher von einer Freundin angebetet worden, als von mir in diesem Augenblicke, und dennoch möchte ich Dich vor mir selber warnen, Dir sagen: trau' dem Brillantfeuer nicht, es verlöscht, wenn es am hellsten gefunkelt. Ich hörte einst folgende Aeußerung eines jungen Mannes, dem seine Braut gestorben war. „D wie glücklich bin ich,“ rief er aus, „daß ich sie jetzt noch so aus voller Seele beweinen kann, wie unaussprechlich lieb ist mir der Schmerz um sie, da ich sie selber entbehren muß, und wie bangt mir vor den Ansprüchen der Zeit, die auch diesen meinem Schmerz um sie vernichten werden.“ So wie es dem jungen Manne mit der Todten erging, so mir mit den Lebenden. Ich liebe glühend, leidenschaftlich, aber ich kann im vollen Rechte dieses Gefühles bereits mit Wehmuth der Zeit in's Auge sehen, wo meine eben noch so lebhaft empfundene gestorben. Ebbe und Fluth wechseln in meinem Innern, ohne daß ich der einen vorzubeugen, der andern zu widerstehen vermag. Ich erliege dem Geschehe einer beweglichen Phantasie, und Du wirfst es billigen, wenn ich kein zweites, minder elastisches Wesen als das meine in den Wirbeltanz meiner Gefühle hineinreißt.“

„Du warst noch nie gefesselt,“ wandte Hortensia ein, „sobald“ —

„Höre mich an,“ fiel ihr Wanda lebhaft in's Wort, „höre die Geschichte meiner Vergangenheit, und dann beurtheile mich. Als sechzehnjähriges Mädchen trat ich vor zehn Jahren in die

Welt, genährt von Schmeicheleien, verwöhnt durch die nachgiebigste Behandlung, allen meinen Launen fröhnend. Man kam mir in der Gesellschaft mit großer Zuverlässigkeit entgegen, denn mein Vater bekleidete ein hohes Staatsamt; ich wollte indeß mehr als die mir gebührende Huldbildung, ich wollte ausgezeichnet sein von demjenigen, nach dessen Bevorzugung alle jungen Mädchen meines Ranges und meiner Schönheit umsonst bisher gestrebt, und es gelang mir auch, die Aufmerksamkeit des Mannes auf mich zu lenken, den damals die Mode auf ihr Forum gehoben. Der junge Graf von G., der schönste blonde Lockenkopf, den je ein musterhaft geformter Körper getragen, durfte nur seine großen, dunkelblauen, mehr als erlaubt schmachtenden Augen aufschlagen, um zu entzücken, nur wenige Worte mit seiner melodisch süßen Stimme sprechen, um seiner bezaubernden Beredsamkeit wegen vergöttert zu werden. Dieses Schooskind der Gesellschaft, dieser bezaubernde Adonis begann für mich zu empfinden. Ich war glücklich; wie viel Antheil indeß die Eitelkeit an meinem Liebesglücke hatte, lasse ich unerwogen. Ich wußte des Grafen Liebe bis auf ihren Kulminationepunkt zu treiben, was mir nicht möglich gewesen wäre, wenn ich nicht selber eine glühende Neigung für ihn gefühlt, denn eine kalte berechnende Koketterie ist mir so fremd wie einer Spanierin englische Prüderie. G. hielt um mich an und wir verlobten uns. Ich war der Gegenstand des allgemeinen Reides, welches Selbstbewußtsein zwar Anfangs meine Eitelkeit kitzelte, das aber die Gewohnheit bald genug abstumpfte. Ich sah den Grafen täglich, und seine Schönheit verlor nach und nach jeden Reiz für mich und jede Gewalt über meinen verblendeten Geist. Ich bemerkte mit dem Zerinnen meiner ersten Illusion, daß mich bei meinem Verlobten leider nichts für den Verlust des höchsten Gutes, um das ich mich selber betrogen, zu entschädigen vermochte. Sein Auge, aus dem nie der Funke geistiger Kraft sprühte, erschien mir ausdrucksloser als das aller übrigen Männer, und jedes seiner Worte, auf die ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu lauschen begann, dünkte mir ganz besonders geistlos und schaal. Kaum hatte ich es mir selber eingestanden, daß G's Geist mir nicht zu genügen vermöge, so fand ich auch, daß er ganz ungewöhnlichen Mangel daran leide, einen viel größeren als dies vielleicht wirklich der Fall war, wenigstens einen bedeutenderen als die mir gleichgültigen Personen, mit denen er wohl hätte wetteifern können, an die ich jedoch nicht so große Ansprüche machte als an ihn. G's Schönheit dünkte mir stündlich fader, nichtsagender, und eines Tages, da er mir ganz vorzüglich einfältig erschienen war, faßte ich den Entschluß, die Fesseln abzustreifen, die mich immer mehr zu belästigen und zu verwunden begannen. Es kostete mich keinen geringen Schmerz, zur Klarheit über mich selbst zu gelangen, und ich erkaufte die Erkenntniß meiner Selbsttäuschung mit zahllosen Thränen.

(Fortsetzung folgt.)